

SIMPLICISSIMUS

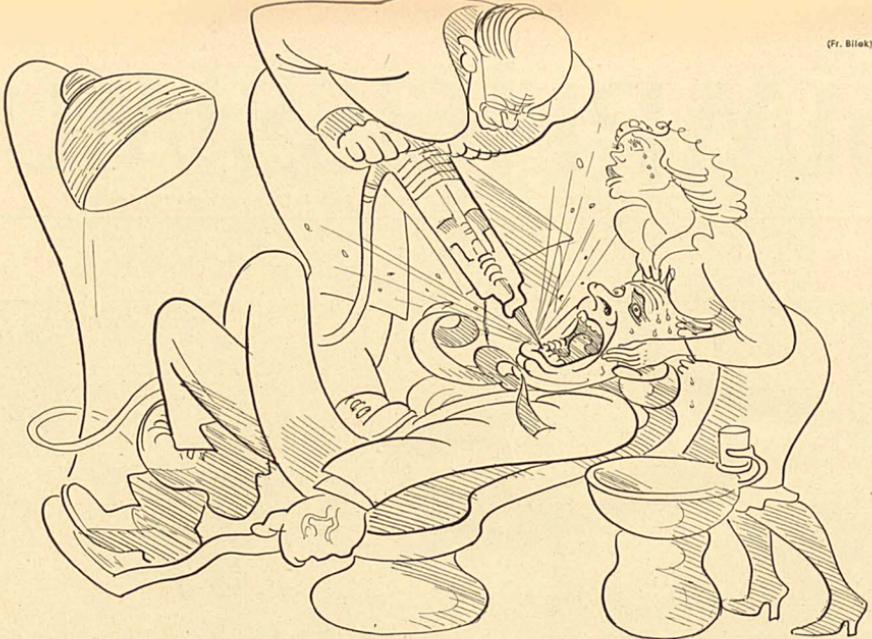
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Training

(E. Thöny)



„Weißt du, den Tod fürchten wir Sowjet-Offiziere nicht, ans Erschossenwerden hat uns Stalin gewöhnt!“



Vision beim Zahnarzt: „Also der rechte Eckzahn braucht ein wenig Luft!“

Die Insel der mannhungrigen Erbinnen

Es gibt eine Insel voll reizender Frauen, reich, schön und nicht wählerisch. Aber sie kriegen keine Männer! Sie tragen kostbare Kleidung, Goldschmuck, dessen Gewicht in die Pfunde geht, und Perlenketten, wie Tiffany in New York sie nicht kostbarer verkauft. Aber sie haben keine Männer! Sie leben in einem natürlichen Paradies, in gesundem Klima, ohne Steuern, Telefon und Autopannen. Hunger ist unbekannt. Man braucht nur zu pflücken, was man essen will. Außerdem, wie gesagt, sind sie reich.

Aber sie haben keine Männer!

Sie wären nicht einmal eifersüchtig, und keine Frau ist so überheblich, einen Mann für sich allein zu wollen. Wer will, kann sich ein oder zwei Dutzend der hübschesten Frauen aussuchen und er braucht nicht einmal für seine Familie zu arbeiten. Das tun die Frauen gerne. Das heißt, sie täten es gerne. Aber sie haben keine Männer!

Die Frauen von San Blas, auch Tigerinsel genannt, nicht weit vom Panamakanal, treiben Handel mit Kokosnüssen und werden reich dabei. Aber... Jahrhunderte lang war über die San Blas Indios fast nichts bekannt. Die Männer waren wilde, grausame Krieger und wollten mit den Weißen keine Berührung.

Henry Morgan und andere Piraten waren die Ersten, die mit den Wilden in nähere Berührung kamen. Es lohnte sich für sie, denn die San Blas-Leute gaben für Dolche und Eisen sowie Perlen und Flußgold, wie die Weißen mitnehmen wollten. Für sie hatte es nicht den geringsten Wert.

Noch heute tragen die Frauen von San Blas schwere Ketten mit spanischen Dublonen, englischen Sovereigns und Golddollars, und ihre Kleider sind so mit Gold überladen, daß sie kaum darin gehen können.

Dann kam der Panamakanal, und die Männer von San Blas verschwanden einer nach dem anderen.

Panama gefiel ihnen besser als ihre stille Insel. Nur wenige blieben. Viel zu wenige. Viele Schiffe laufen die Insel an, aber die Schiffer lassen niemand an Land. Die Frauen pflegen alle Männer zu entführen — wenn es nicht anders geht, mit Gewalt! Dabei sind die meisten ausgesprochen hübsch und selbst für amerikanische Begriffe reich! Das Klima ist herrlich, ewiger Sonnenschein und aller Zauber der Südsee. Ein Paradies mit vielen Evas und kaum einem Adam. Die Männer von der Tigerinsel schinden sich als Heizer auf Küstendampfern. Plagen sich in den Häfen mit schwerer, schlecht bezahlter Arbeit. Und die Frauen warten vergebens auf Adams Rückkehr ins Paradies. Es ist eine verrückte Welt.

Heinz Gek

In der fremde

Von Ratasökr

So schöne Wolken wie bei mir daheim
gibt's nirgends mehr.

Hier ist der Himmel grau wie Gerstenflein
und inhaltsleer.

Wo ist der Zauberburgen Wunderbau
mit Turm und Wall?

Wo find die Märchentiere hoch im Blau,
die fragen all?

Ein lächerliches Drächlein am Spagat —
im Gaupenfee
mippt's hin und her als triftes Surrogat...
Herrjemineh!

Ein Viertelstündchen

Können Sie sich vorstellen, daß Alexander der Große Mittagsschlaf gehalten hat? Ich nicht. Mit fünfundzwanzig Jahren legt man sich nach dem Essen nicht aufs Ohr, wenn man die Absicht hat, Indien zu erobern. Eroberer dürfen so etwas überhaupt nicht tun. Ja, wenn Alexander am Vormittag im Büro gewesen wäre und zwei Stunden Mittagspause gehabt hätte, ja dann. Aber Helden machen keine Mittagspause. Sie schwingen sich nach dem Koppott sofort wieder auf Schlaftroub und stürmen neuen Zielen entgegen. Sie wissen nichts von: Nach dem Essen sollst du ruhn oder tausend Schritte tun.

Aus diesem Grunde sind jungverheiratete Frauen gegen den Nachmittagschlaf ihrer Helden. Er hat sowas vom sonnigen Lebensabend. Er ist ein illegitimer Schlaf. Niemals wird im Film der Held, erfüllt von zackiger Liebe, ein Nickerchen tun. Den Nachmittagschlaf verheimlicht der Herr des Hauses. „Hab mich nur ein bißchen zum Nachdenken hingesezt“, sagt er, wenn er erwischt wird.

Ja, in der Biedermeierzeit muß der Mittagsschlaf offiziell gewesen sein, den liebende Hände stickten mit Perlen auf Kissens „Nur ein Viertelstündchen“, damit es sich auf der Wange des Geliebten abdrückte. Selbst ältere Monarchen schlafen nach Tische nicht, und in den Berichten heißt es: „Nach der Tafel zog sich seine Majestät in die Privatgemächer zurück, um zu arbeiten.“ Nur die Kammerdiener wußten von den langen Atemzügen, die diese Arbeit verursachte.

Zum Mittagsschlaf legt man sich auch nicht richtig ins Bett. Manche können nur nach Tisch schlafen, wenn sie sich in einen Sessel setzen und die Beine über die Lehne legen oder gar auf den Schreibtisch. Das soll heißen: So ein Schläfchen können Sie doch nicht ernst nehmen.

Von meinem Freunde Karl hieß es immer, er habe gesagt: Ich bin müde, ich muß ins Büro. Nur dort soll er die richtige Ruhe gefanden haben. Er hat Indien niemals erobert.

Foltitz

Auf der Suche nach der Hungersnot

Erlebnisse eines Auslandsjournalisten beim Münchner Oktoberfest

(O. Gulbransson)



„Hier muß sich die Hungersnot ja zeigen!“



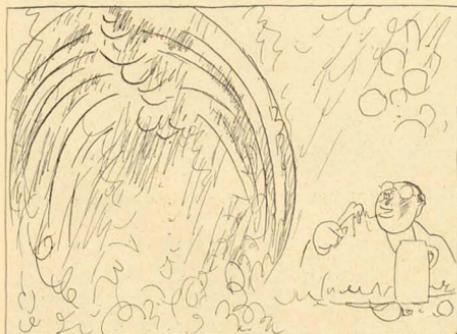
„Noch a Steckerfisch gefällig?“



„Wie wär's mit am zweiten Brathendl?“



„A schöns Spanferkel hätt i!“



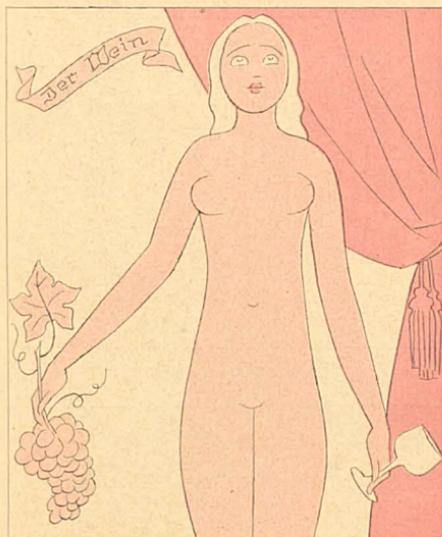
„Soll ich noch Ochse am Spieß...?“



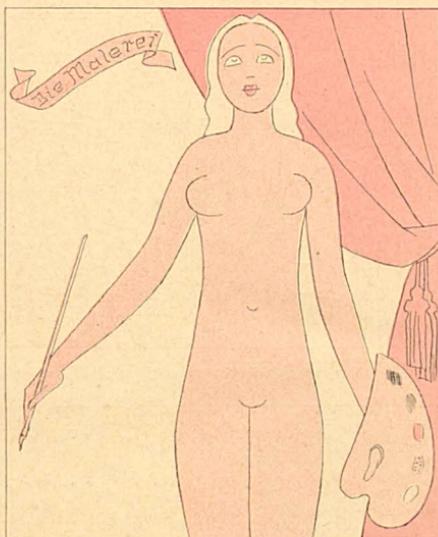
„O mei, der arme Mann wollt' über die Münchner Hungersnot schreiben und jetzt hat er sich überfressen!“

Vierjahresplan eines bequemen Kunstmalers

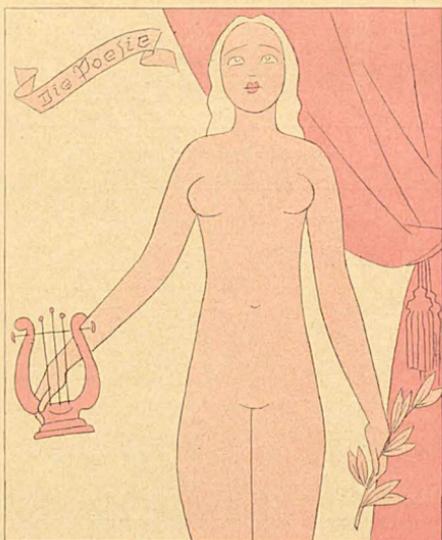
(Karl Arnold)



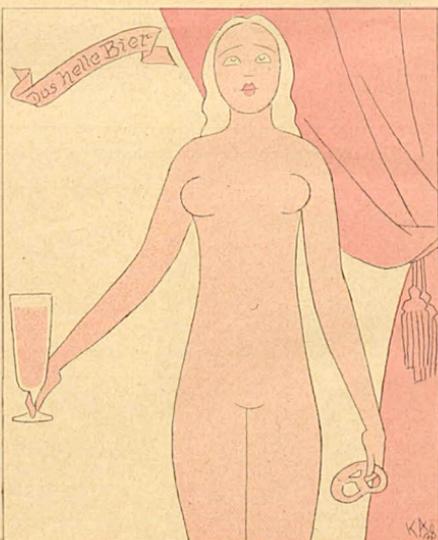
Erste Jahresleistung



Zweite Jahresleistung



Dritte Jahresleistung



Vierte Jahresleistung

Warnung

(Erich Schilling)



„Was is', Freilein, darf ich Ihnen zu an' Steckerlfisch ei'laden?“ — „Jawoi, aber wohna tua i fei' bei meiner, Muatta!“

FEIGEN

In einem stark frequentierten, aufstrebenden Badestädtchen der Saarpfalz sah sich die rührige Stadtverwaltung veranlaßt, die außerordentlichen und günstigen klimatischen Verhältnisse des Bades dergestalt auszunützen, daß sie die Anpflanzung von Feigenbäumen in den Kuranlagen betrieb. Auch Witwe Rüb, geb. Samen, die stets und immer öffentlich und „still“ lebhaftesten Anteil an den Geschicken des Badestädtchens nahm, hörte die unglaubliche Kunde von dem Anbau der Fei-

genpflanzen in den Kuranlagen. Sie, die doch auch gebildet war und ihre Hochzeitsreise seinerzeit gen Italien machte, kannte das tropische Klima aus Erfahrung. Es kämpfte also Bildung und Rückständigkeit einen edlen Kampf, mit dem Ergebnis, daß Witwe Rüb in Gegenwart ihrer Enkel zur Tochter sagte: „Wenn se reif sind (die Feigen!), gehn mer nunner un gucken. Ich glaub nit dran!“

Mittlerweile gingen Stadtverwaltung und Natur, ohne Frau Rübs Gärungsprozeß zu beachten, ihren Weg. Und richtig, die ersten Feigen reiften heran.

Unglaublich! Witwe Rüb packte daher gleich am nächsten Sonntag ihre Tochter mit Enkelkindern zusammen und wallfahrtete hinunter in die Kuranlagen zu den Feigenbäumen.

Versonnen und tief nachdenkend stand sie vor den wirklich vorhandenen schönen Früchten. Welche Gedanken und Gefühle in Witwe Rüb vorgingen, wußte niemand, still war sie, ganz still. Da auf einmal öffnete sich der sonst so kecke Mund zur resignierten Bemerkung an die Tochter gerichtet: „Ich habe mir eigentlich die Feigenblätter größer vorgestellt!“

Zwiegespräche auf der Festwiese

Von Ernst Hoyerichter

Herr Loichinger und Herr Anzenberger gehen zusammen auf die Festwiese. Einer fühlt sich vom andern mitgenommen. Jeder wäre für sich allein denkbar und erst zu zweit ergeben sie jene Einheit, die sich wiederum in der Rede teilt. Jeder glaubt zu führen und wird geführt. Ihre Ansichten wechseln sie sich gegenseitig zu Klein- und Groß. Und wenn sie da oder dort auf eine Weite stehen bleiben, so werden sie innerlich erst bewegt —

Vor der Raubtierschau

Links und Rechts von der Kasse sind zum Anreiz und Kostprobe Papageien, Pinseltafeln und dazwischen — ein Zebra zur Parade ausgestellt... „Da schauhich, dös Zebra is quat froeh...!“ „A komisches Viech is schon, dös Viech — I is's jetzt eigentl schwart oder weiß?“ „Sehr richtig! Wennst plötzlich monst — es könnt schwarz seil, dann werd's wieder weiß und wennst so weit bist, daß du's für weiß anschaugst, dann...“

„Charakter hat's auf jeden Fall, koan...!“ „Den brauchst a's net, derf's gar net hab'n, wenn's a wuides Viech sein will.“ „Wild is aber net! Da lies, was de ang'schrieb'n steht: Erstes zahmes und dressiertes Zebra der Welt! —“ „Dös tat mich Interessieren — wie dös dressiert is...!“ „Mi aal Da kann I mir jetzt augenblicklich gar nis vorstellen! —“ „I a net.“

„Vielleicht springt's durch an feuerspeidenden Reifen? Oder es fahrt auf an Radel über a Drahtseil?“ „Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen! Für so was gibst sich a Zebra gar net her. Da is's viel zu dappad dazua!“

„Für was is's nachher auf d'Welt komma?“ „Eher tuat's nie außer an Hand lesen oder an Blick in d' Zukunft werfa! Eher schon noi!“

„Wenn's drauf dressiert werd'n is, dann is da nix dabei! A Kunststück is dös net, wenn's as g'lern't hat.“

„Interessant aber is' auf jeden Fall!“

„Dös sag a.“

„Zwang's Pfennig Eintritt kost's...“

„Zwang's Pfennig!“

„I muß schon sag'n — recht viel hat mir a Zebra no nia abgeg'n.“

„Mir aa net. Wenn's no wuid wär, so ganz unverbod'n, nachher eher...“

„I is halt dressiert...“

„Da kannst ni mache. Jetzt is schon, was is.“

„Ge'h'n ma a Stückel weiter —!“

Die Dame ohne Unterleib

„Heb' di staad...! Da stell I mi alle Jahr wieder ger davor hin.“

„Geh, dös is ja doch nur a Schwindel!“

„Geklärt und aufkomma is' no net! Und so lang is a koa Schwindel. Da mußst' d' scho a bissel vorsichtig seil mit dein'm Urteil, mi Lieber!“

„Und I sag, da dös einfach net gibt, daß a Dame ohne Unterleib...“

„Net gibt? Häufig is freilich net! Und wenn's alltäglich wär, dann tat sich koa Mensch was dabei denken! Aber weills der betreffenden Dame gleichzeitig vom Schicksal und von der Mutter Natur aufgesetzt is, daß eb'n koan hoat, darum denk I drüber nach...“

„Und weill's Damen gibt, die davon z'viel hab'n, drum kann's anderseits aa wieder Weisbulda ge'b'n, die nur wenig oder gar koan besitzen...“

„Aber a gewisse Phantasie g'hört doch dazua her, daß...“

„Gar nix g'hört her, weill's gar nis dergleichen hat! Und dös is ja das Wunderbare an dem Mensch, respektive an dera Dame, daß sie deshalb aa existieren kann, daß sie sowohl weill als wie aa lecht, daß sie sich zu ergötzen vermag...“

„I? Ergötzen werd's bei ihr net so weit her seil...“

„Was weill' ma, daß sich d' ergötzt? Allerdings mehr an sogenannten unverbindlichen Schönheiten — wie an Feld und Wald, an Tälern weit und Höhen...! Dös seil merkt dir...“

„Jetzt sandt ma aber wieder von der Hauptsach' ebekomma. Du behauptest also, daß die Dame koan...?“

„Ja, aber sie behauptet's vor allem!“

„Also, ihr zwo behauptet's, daß... Na, dös bing I einfach net in mein'n Kopf ein! Und wenn dös koa Schwindel is, dann fröh I Putz-lumpen!“

„Dös Ausgab'n machst dir ganz unnos't! Weill nämlich an Zeugen hab...! Jawohl! Dös Hausmeisterin, dös bei uns im Haus g'wohnt hat, dös war vor drei Jahr persönlich in dera Bude drinn, hat der Vorstellung als Augenzeuge beigewohnt — und hat g'seh'n, daß betreff dös überhaupt nis zum Seh'n war...!“

„Dös möcht i von dera Hausmeisterin bestätigt kriag'n! Wenn d' in derer Vorstellung persönlich drinn war, dann...“ „Nix anders!“

„— dann muß sie's aa verzähl'n kenna, wie's in Wirklichkeit war! Du, dös Adreß von derer Hausmeisterin muß I hab'n!“

„Ja, mei, dös is schon voris Jahr ausg'zo'n — und I woa koan Nama und koa Straß'n net, wo...“ „Vielleicht, wennst d' nachdenkst, daß ma's dann im Adreßbuch oder auf da Polizei...?“

„Sei staad, damit I denka kann...“ „Paß auf! Da fällt ma aber grad ein — wenn ma selber selber doch glei in die Vorstellung einigengangen...“

„Zu was denn? Laß mi nur denken! Der Name fällt ma schon noch ein!“

„Recht hast, zu was soll ma allaweil d' Unweg'macha...“

„Sehr richtig, dös is der ganze Unterleib net wert...!“

Das Spanferkel

„... und jetzt geh her! Jetzt kaaf ma uns a Portion Spanferkel...! I Jetzt soll all's hin sein!“

„Na, dös is ma z'leier!“

„Wenn i di einlad'! Wenn du mei Gast bist? Wenn's di koan Pfennig kost'?“

„Ja, guat — wenn du's net anders willst!“

„Gilt schön! Du sollst seh'n, daß's noch a Freundschaft gibt! Und somit: zahn's tuu!“

„I hab' nix dageg'n!“

„Guat! Nachher red'n ma nimmer weiter. So was macht I ganz stillschweigend. Es is ja nur alle Jahr oamal im September a Oktoberfest... Und dös muß g'leiert werd'n...!“

„An richtigen Kohldampf hätt I schon!“

„Dös is recht... So... und jetzt genga ma da uml... hinterm Hibbardorn würl, dann kemma ma pfeilgrad auf d' Fackel zuaui...“

„Aaah, da riachsch schon rüber...!“

„Schön schau'n s' her, grad prima...!“

„Und knusprig müssen d' so, daß ma's schon beim Onschau'n zwischen d' Zöhn kracha hört.“

„An solchen Hunga hab I schon, daß...“

„Laß da Zeit, du kriagst del Sach schon...“

„Jetzt schau'n ma amal, was d' Viecher kosten. Aha... zwa Portionen... dös macht also zusammen...“

„Na ja...“

„Wennst mi schon einlad'st, dann möcht i, daß net so arg fett is, weil...“

(P. Kreis)



„I sag dir ja: tuat net so pressieren!... I Schaug dir's erst genau on!“ „I sieh's ja so...“

„Ja, aber siehst dös aa, wie oan dös Viecherl onschaugt...? Als obs no was sag'n wöllt...! I zum Sprechen natürlich... und doch hat's sein Junges Leb'n lassen müssen... I Nix Schön's hat so a Viecherl net...“

„Dann wenn's no länger hinleibt, dann muß a Sau werd'n, a ganz ordnäre Sau... Und wenn's dös vermeid'n will, dann muß als Spanferkel am Rost endigen...“

„Stimmt schon...“

„Und je länger I hinschau, um so leider tuet mir dös Viech...“

„Wennst no lang weiter red'st, dann is mir mei Hunger vergang'n!“

„I red nix mehr, aber ma red't! Ja bloß... weill's rix dafür kann, noch so jung is... und mir genga her und fressen's...“

„Traurig aber wahr...“

„Aha, du hast aa schon koa Freud mehr...? Dann lad i di zu an Steckferkel ein... Siehst, da dort werd'n grad a part ferti...!“

„An Hunger hätt I schon an sakrischen...“

„Was kosten s' denn...? Wa-as...? Oan Stück kost'...? Du, schauhich, dös hab'n den selben Blick...“

„Aha, I kann's net übers Herz bringa...“

„Was monst du...“

„Von mir aus... I kaaf ma jetzt fünf Bretzen...“

„Na... da werd nix zahl't... laß del Geld drinna. I hab i di eing'lad'n...“

„Da kann i koan G'schpaß...“

„So, da hab'n s' dreißig Pfennig, Fräulein... I — Wo's Oktoberfest doch im Jahr nur oamal g'leiert werd'...!“

„Und wennst du's g'gesen hast, dann schau ma' noch a bissel zu dem Zebra hin...“

„... Oder zu der Dame ohne Unterleib? Was dir lieber is...“

Der Mann aus Boston

Von Bastian Müller

Wir saßen alle bei Simon in der Schänke und tranken. Aber es war nicht lustig. Vielleicht kan es von dem sauren Wein, den wir trinken mußten, weil unser Geld knapp war. Wir schimpften wegen der Säure auf den Wirt und wollten uns rächen.

„Bring die rüffel“ rief Mario, „wir wollen eine Runde auswerfen.“

Wir nahmen uns alle vor, den Wirt hereinzulegen. Da fiel uns der Mann in der Ecke auf. Er saß da und döstte über dem Viertel Roten und binzelte müde und gelangweilt zu uns herüber, und wir dachten alle dasselbe.

„Macht mit!“ rief Mario ihm zu.

Er schüttelte den Kopf.

„Kommt schon her!“ sprach ihm Mario zu, „so allein trinken, das bekommt nicht.“

Aber der andere war wohl zu schüchtern. Da standen wir auf und setzten uns zu ihm. Er hatte einen guten, soliden Anzug an, ein billiches ausgefallen zwar, aber man konnte ihm wohl das Geld für eine verlorene Runde zutrauen.

Simon kam mit den Lederbechern und Würfeln und wir begannen. Es klappte vorzüglich. Der Fremde verlor zuerst. Eine Runde. Er bestellte und zahlte, und wir sahen, daß er genügend Geld in der Tasche trug. Er protestierte uns zu und begann die zweite Runde zu würfeln. Wir stießen uns an, heimlich unter dem Tisch. Wir verstanden uns, der Mario, Johnson und ich: Simon sollte diesmal verlieren. Nein, keiner würde ahnen, daß wir den Trick kannten, mit dem man selbst aus einem Lederbecher würfeln konnte wie es gerade notat. Simon hatte zu zahlen.

„Pech!“ sagte Mario. „Aber das Unglück geht sicher Reih um.“

„Nein“, sagt da der Mann, „ich möchte aufhören.“ Wir hörten an seiner Sprache, daß er einer aus Boston war.

„Unsin!“ sagte Mario, „jetzt wo wir an die Reihe kommen!“

„Nein“, sagte der Mann aus Boston wieder, „ich möchte nicht mehr.“

„Sind Sie aus Boston?“ fragte da Mario. „Sie müssen aus Boston sein, da soll es ja nur Feltinge geben!“

Er zielte scharf, dieser Mario aus dem Westen. Der andere wurde ein wenig rot, sagte aber nicht. Er stand auf und ging aus.

„So ein Felging!“ sagte Mario noch einmal. Und er nahm die Würfel und wir alle warfen, und

DER ALLES- UND BESSERWISSER

VON SOYA

Es war vor etlichen Jahren, daß ich bei einem Bekannten, der außerhalb der Stadt wohnte, das Vergnügen hatte, mit einem Exemplar der Gattung der Alles- und Besserwisser zusammenzutreffen. Besagter Herr hatte die Freundlichkeit, mich aufzufuchen, in seinem Auto in die Stadt zurückzuführen.

Als Wohlgezogenheit fühlte ich mich begünstigt, unterwegs eine Unterhaltung einzuleiten, und sagte ihm ein paar Schmeichelein über seinen Wagen. Da erwies es sich sofort, daß mein Begleiter ein Expert auf dem Gebiete des Autoswesens war, und er gab dem Gespräch eine solche fachmännische Note, daß mir, der ich noch nie ein Auto besessen, weiter nichts übrig blieb, als mich mit „Ja, ja“ und „stimmt“ dazu zu äußern. Die erste Gelegenheit nahm ich wahr, auf ein anderes Thema überzuwechseln, indem ich meine Bewunderung über das schöne Pferd eines vorübergegangenen Reiters ausdrückte. Aber dabei geriet ich vom Regen in die Traufe. Den er entpuppte sich nunmehr als durchaus kundiger Hippologe. Vor Jahren hatte er einen eigenen Rennstall besessen und seit 20 Jahren allen großen Rennen beigewohnt. Auch über Photographie empfahl es sich nicht, mit ihm zu reden; denn er war leidenschaftlicher Amateurphotograph, nahm an allen Wettbewerben teil und war im Besitz zahlloser Auszeichnungen und Diplome.

Mein letzter Versuch war eine Bemerkung über die hohen Kohlenpreise. Doch auch das hätte ich lieber bleiben lassen; denn mit der allerliebsten-würdigsten Miene setzte er mir auseinander, daß die Kohlen billiger denn je seien, und zum Beweise nannte er mir sämtliche Kohlenpreise der letzten 25 Jahre.

Da gab ich also auf. Den Rest des Weges verharrete ich schweigend. Und als ich dann ausstieg, bedankte ich mich tausendmal und langte zu Hause — gebeugt unter der Last entsetzlicher Minderwertigkeitskomplexe — an.

Inzwischen bin ich vielen dieser Alles- und Besserwisser begegnet. Jedemmal greife ich dann zu meinem bewährten Taktik, indem ich mich in das gescheit Schweigen hülle. Nur einmal wich ich davon ab. Neulich in der Eisenbahn.

Wir waren insgesamt fünf Personen in dem Abteil. Mir gegenüber saß eine ältere Dame mit rundem, vollem Eulengesicht und wasserlässigen Augen, und ihr zur Rechten ein kleines, dürres Männlein mit hohem Stehragen, spärlichem Bartwuchs und Regenschirm, während sich in der Fensterecke ein Mann, kräftig, bäuerlichen Aussehens niedergelassen hatte. Seines Zeichens offenbar Pächter oder Gutsverwalter. Und ihm gegenüber — in der Fenstercke zur Fahrtrichtung — mein Nachbar; ein nicht minder stämmiger, dicklicher Herr — anscheinend Grossist oder Handelsreisender.

Man sprach zunächst wie üblich über Wind und Wetter und würde sich auf diese harmlose Weise die Zeit vertrieben haben, hätte es sich nicht zu unser aller Unglück herausgestellt, daß unser Freund, der Grossist oder Handelsvertreter, der er sein mochte, zu jener Kategorie der Alles- und Besserwisser gehörte. Gerade fuhren wir an einem rotzeigigen Gehöft vorbei, das inmitten einer malerischen Parkanlage gelegen war. Ich erkundigte mich nach dem Namen des Besitzers. „Gut Jüllinge. Kennen Sie es denn nicht?“ Und sogleich begann der Grossist, mir die Geschichte des Schlosses aufzuzählen, und wartete dabei mit einer Fülle von Angaben über Zahl der Zimmer, Höhe der Grundschulden, der Wassersteuern und der Ernteerträge, Größe des Gutes usw. auf, als hätte er es auswendig gelernt.

Und während er sprach, machte die Dame wiederholt vergleichend den Versuch, auch einmal zu Worte zu kommen. Aber jedesmal übertränkte sie der Grossist in dem Jodel seiner überströmenden Sachverständigkeit. Da gelang es ihr, endlich auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte. „Vor zwei Jahren“, sagte sie, „brannte die Gräfin mit einem der Eleven durch.“

Ein Räuspern aus der Fenstercke zur Fahrtrichtung unterbrach sie. „Stimmt nicht ganz“, meinte der Grossist. „Es sind im Sommer bereits vier

Jahre her. Und außerdem war es kein Landwirtschaftsleve, sondern ein Chauffeur.“ Die Dame bebte vor Erregung. „Und doch war es ein Landwirtschaftsleve. Ich weiß es ganz genau. Er hieß Petersen und stammte aus Kopenhagen.“

„Sie verzeihen, aber da bin ich besser unterrichtet. Es war ein Autobuschauffeur namens Pepsore auf Holstebo. Ich habe mich doch öfters mit ihm unterhalten, nachdem auch ihm die Gräfin davon gelaufen war.“

Worauf sich eine erregte und haarsträubende Auseinandersetzung entspann, als hätten beide Teile — Grossist — wie Dame — die längste Zeit ihres Lebens als Kammerdiener oder Zofe bei der Gräfin Scholtenberg-Jüllinge zugebracht. Am Ende aber siegte der Grossist 7:0, und die Dame mußte sich, zorngerötet und dem Weinen nahe, als geschlagen begeben.

Und als wir jetzt an einem kleinen unbewohnten und vernachlässigten Bauernhause vorbeisaußen, da sprang der Pächter auf und zeigte aus dem Fenster. „Da, dieses Haus! Dort trug sich zu seiner Zeit der Skullerup-Mord zu.“

„Der Skullerup-Mord?“ fragte ich und gestand meine völlige Unkenntnis ein.

Den Pächter erfreute das offensichtlich. „Entsinnen Sie sich nicht mehr Jener Mordaffäre? Ein Landstreicher brach damals bei Jens Peter Nielsen ein und brachte ihm samt Frau und Kind ut.“ Und er fing an, mir die Geschichte in aller Breite zu erzählen. „Es mögen jetzt wohl drei Jahre her sein... im August war es... so gegen Ende des Monats...“

Aber weiter kam er nicht. Hier fiel ihm der Grossist ins Wort. „Sie irren, mein Herr! Der Ermordete hieß Nielsen, sondern Fredericksen, und außerdem waren es zwei Kinder, die dabei ums Leben kamen.“

Der Zweikampf, der sich nun entspann, spitzte sich noch mehr zu als der vorige, weil sich diesmal die Partner ebenbürtiger waren. Eine recht mißliche Lage für uns andere. Zumal das Thema peinlich berührte, diese detaillierten Schilderungen der grausvollen Mordaffäre. Ich war daher bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Da bot sich die Gelegenheit. Im Verlaufe des Streitgesprächs erklärte der Pächter nämlich, daß die Mordtat dadurch aufgedeckt worden sei, daß eine Frau aus dem Nachbarort die Begebenheiten in derselben Nacht haargenau, wie sie sich abgespielt, geträumt hatte.

Der Grossist stellte das natürlich in Abrede. „Ist

ja unmöglich! Aberglaube, weiter nichts als dumme, lächerliche Abergläube!“

Worauf ich einwandte: „Sagen Sie das nicht. Schon Shakespeare hat gesagt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

„Verzeihung, das stammt nicht von Shakespeare, sondern von Schiller“, fertigte der Grossist meine Einwand kurz ab.

Ich dachte, sofern ich mich entsinnen konnte, stammte das Zitat aus der Kirchhofszene des „Hamlet“, was sich jetzt freilich schwer beweisen ließ, denn wer schleppt Shakespeares und Schillers gesammelte Werke mit sich auf Reisen herum! „Ich glaube aber...“ antwortete ich. „Schiller, Don Carlos III. Akt, 7. Szene.“

Dagegen war nicht aufzukommen. Zu meiner Scham mußte ich mich gleich auf den ersten Hieb als geschlagen bekennen.

Gleich darauf erlaubte sich der Pächter noch einmal eine Bemerkung. Natürlich war alles verkehrt, was er zu sagen hatte, ja so verkehrt, daß nicht nur wir, sondern den Irrtum einsehen, sondern auch er selbst.

Der Grossist sonnte sich in dem Glanze seiner Überlegenheit. Mit einem verbindlichen Lächeln und in einem eben nicht sehr bewundernswürdigen Ton bemerkte er: „Wenn man nicht besser Bescheid weiß, sollte man sich lieber nicht auf eine Diskussion einlassen.“

Wir durchfuhren nun ein kleines, entzückendes Provinzstädtchen. Natürlich kannte es der Grossist beim Namen und fügte hinzu: „Ein idyllisches Städtchen, was? Schade, daß seine Einwohner so viel Steuern zahlen müssen — 11,7 Prozent.“

Da kam auf einmal Leibes- in der kleinen rüden Herrn mit dem hohen Stehragen und Regenschirm, der solange teilnahmslos dagessenen hatte. „Unerbötlich, einfach unerbötlich!“ knarrte er. „Nee, da haben wir es in Möense doch besser. Wir zahlen nur 4,9 Prozent.“

„5,3 Prozent. Sie verwechseln nämlich die Veranlagungsprozente mit den Steuerprozente. Die Steuerprozente sind es, die 4,9 ausmachen.“

Die Wendung dieser Worte des Grossisten war eine furchtbare. Der kleine Dürre bebte am ganzen Körper. Alles zitterte und zuckte an ihm: Kopf, Hände, Arme, Nase, Mund und Beine. „Das ist denn doch gar zu toll“, schrie er. „Das ist doch...“

Inzwischen hielt der Zug bereits, und er erhob sich, holte seinen Regenschirm aus dem Gepäcknetz, drehte sich unserem Freund, dem Alles- und Besserwisser noch einmal zu und schleuderte ihm mit kleidsamer Boshaftigkeit ins Gesicht: „Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, zu behaupten, ich verstünde nichts davon! Ich bin nämlich Vorsitzender der Steuerkommission von Möense.“

Damit verließ er würdevoll das Abteil. Kamur war er draußen, als nun die Reihe an der Dame war aufzustehen und mit bewegter, halberstickter Stimme hiß sie aus. „Und doch war es der Landwirtschaftsleve Petersen aus Kopenhagen, der mit der Gräfin durchbrannte. Ich muß es schließlich am besten wissen; denn ich war damals Wirtschaftlerin auf Gut Jüllinge.“

Unter hämischen Gelächter stieg sie aus. Worauf sich als Nächster der Pächter erhob. „Nichts wissen Sie“, erklärte er in seinem bäuerlichen Dialekt. „Der Ermordete hieß Nielsen, und es waren nicht zwei Kinder, die daran eins, das getötet wurde. Das weiß ich besser als Sie; denn ich gehörte damals bei der Gerichtsverhandlung zu den Geschworenen.“ Nachdem er umständlich sein Gepäck aus dem Netz heruntergeholt, trat auch er auf den Bahnsteig hinaus.

Da griff ich ebenfalls nach Hut und Mantel und meinte beiläufig: „Und doch stammt das Zitat aus dem Hamlet. III. Akt, Kirchhofszene.“

„Nee“, widersprach der Alleswisser. „Aber schon fuhr ich fort: „Es nützt Ihnen nichts. Ich muß es selbstverständlich am besten wissen.“ Und als ich die Kupetür von außen zuwarf, rief ich ihm zu: „Jawohl, ich muß es am besten wissen; ich bin es nämlich, der diese Worte geschrieben hat. Gestatten, mein Name ist Shakespeare.“ (Übersetzt von Werner Rietj)

Nachtmusik

Von Gottfried Küssel

Ich liege wach, ich fann nicht schlafen,
der Regen tropft, der Regen tropft,
kein Stein vermag ihn zu verjagen,
die Silberwege find verfloßt.

Mag ich auch immer wieder horten
nach einem himmlischen Gehörl,
ich höre nichts als nur Gieselbe,
die hohle, schwarze Nachtmusik.

Als sprängen lauter schwarze Ratten
vom Wolkenrande auf mein Dach
und zögen taufend neue Füße
und taufend neue Schwänze nach.

Daß doch die Sonne sie ergriffe
und sie erwürgte, biege Brut,
daß doch ein früher Vogel pfliffe,
wie tät das, ad, wie tät das gut!

Im alten Ulm

(Wilhelm Schutz)



Der Korporal aus Java

VON GEORG VON DER VRING

Damals gab es Sommerabende, die kein Ende zu nehmen schienen. In den Wirtshäusern sangen die Matrosen ihre schwerwichtigen Lieder. Von den Straßen erklang das Gekrächel der Mädchen. Die Eltern vergaßen ihre Kinder zu Bett zu bringen. Alle Ordnung war gestört.

An einem solchen Abend kam Jan Kop durch die offenstehende Haustür bis in unsere Hinterbühne hereinmarschiert. Er trat auf meinen Großvater, der am Klavier lehnte und meinem kindlichen Spiel gelauscht hatte. Jan Kop salutierte, nahm die Mütze ab und begrüßte uns beide mit Handschlag. Er kam geradeswegs aus Java. Ich sah auf den ersten Blick, daß auf seiner Brust zwei Orden blinkten. Er war schlank und riesengroß, aber sein Kopf war schon kahl.

Dieser Jan Kop hatte vor Jahren mehrere Sommer lang beim Großvater als Geselle gearbeitet. Er war Holländer. Eines Tages nahm er seinen Abschied, um nach Holland zurückzukehren. Bald darauf kam ein Brief von ihm, er wäre Soldat geworden und ginge in die Kolonien. Er schickte uns von dort alljährlich eine Sylvesterkarte, die der Großvater jedesmal gewissenhaft beantwortete. Man sprach bei uns mit der größten Hochachtung über ihn; er war ein braver und fleißiger Geselle gewesen.

An diesem Abend also war Jan Kop gekommen, um seinen alten Brotherrn zu begrüßen. Großvater war hoch erfreut. Er nötigte ihn ins Sofa und holte Wein und zwei Gläser. Ich sah auf dem Klavierschemel, mit dem Rücken zum Instrument. „Sie sind ziemlich groß geworden, Meister“, bemerkte Jan Kop. „Du hast recht gesehen“, gab der Großvater zurück. „Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Stoßen wir an. Auf das Wiedersehen!“ Sie stießen an und tranken. „Ich bin jetzt Korporal“, sagte Kop. „Bald werde ich Offizier sein. Aber — schauen Sie meinen Kopf an.“

„Ich sehe es“, nickte Großvater. „Mit deinen blonden Locken ist es vorbei.“

„Das hat die Tropensonne getan“, sagte Kop. „Ist es nicht furchtbar?“

„Es gibt schlimmere Dinge“, erklärte Großvater. „Erzähle uns etwas von Java.“

Auf der Straße erhob sich eben ein vielstimmiges Gelächter. Das waren die jungen Mädchen, die Tochter des Bäckers und des Schloßwärters. Der Korporal, dort im Sofa, begann zu lächeln, und er sagte:

„Es ist ein Kamerad mit mir gekommen. Er ist draußen bei den Mädchen geblieben.“

Großvater trug mir auf, den Kameraden herinzubilden. Er trat an den Eckschrank, um ein drittes Glas zu holen. Ich ließ hinaus und hoffte nur, daß mir keine der Erzählungen von Java entgehen würde. Neben dem Hause am Zaun stand ein zweiter Holländer, klein und breit und rotgesicht, und er trug sogar drei Orden auf der Brust. Die Mädchen hatten sich um ihn geschart und zwitscherten wie Finken. Ihm schien es die älteste Tochter vom Schloßwärtler angetan zu haben; er nahm ihr den Hausschlüssel fort und so gab es hier viel Spaß und Hin und Her.

Ich richtete ihm meinen Auftrag aus.

„Ich komm!“ rief der lustige Soldat. „Ich komme schon.“

Ich aßte ins Haus zurück, erstattete Bericht und hockte mich wieder vor die Kinder. Die Geschichten von Java waren in vollem Fluß. Da gab es zunächst den harten Dienst zu beschreiben, sodann die Plantagen, die Regenzeit, die wilden Tiere und

die fremden Völker. Ich hörte mich nicht satt.

„Als Frauen für einen Europäer taugen diese braunen Mädchen nichts“, erklärte uns Kop. „Sie sind allzu unwirtschaftlich und allzu unnatürlich.“ „Du mußt dir eine Holländerin suchen, Jan“, sagte Großvater.

Doch nein, das wollte er nicht; er schüttelte den kahlen Kopf. „Ich habe an eine Deutsche gedacht“, bemerkte er leise.

„Kennst du schon eine?“ fragte Großvater. „Das wohl, Meister. Nur muß sich noch zeigen, ob sie mich nimmt.“

Trotz meiner jungen Jahre blieb es mir nicht verborgen, daß dieser Korporal, vor dessen Brust zwei Orden, ein Kreuz und eine Medaille zitterten, sehr aufgeregt war. Er verstohnte den Ellbogen auf die Tischdecke und verschoß sie. Die Blumenkasse kam in Gefahr umzufallen. Noch schwieg er; doch schien er sich am liebsten auszusprechen zu wollen.

Großvater mochte etwas ahnen; er füllte inzwischen das dritte Glas und schickte mich zum zweitenmal hinaus, den Kameraden von Jan Kop hereinzubilden. Draußen hatte sich nicht das geringste verändert: fröhlicher Zank und lautes Gelächter wegen eines Schlüssels. „Gleich komme ich!“ rief mir der Holländer zu und

wirbelte die Tochter des Schloßwärters im Kreise herum.

Wieder sah ich auf dem Schemel und hörte Jan Kop sprechen. Es war jetzt von Theodora die Rede. „Gewiß“, bestätigte Großvater. „Sie ist inzwischen ein großes Mädchen geworden.“

Theodora war die junge Schwester meiner Mutter, das lebendigste Mädchen, das man sich denken konnte; das schönste der Welt, wie mir damals schien; dazu eine Musikantin, wie es keine zweite in unserer Stadt gab. An diesem Abend war Theodora beim Organisten eingeladen, wo man an einem Quartett für das Kirchenkonzert übte.

Der frühere Geselle hatte Theodora gekannt, als sie zwölf Jahre alt gewesen war. Er sagte:

„Wenn ich sie einmal sehen könnte, das wäre mir lieb.“

„Warum solltest du sie nicht sehen können?“ vertetzte Großvater. „Das geht gut.“

„Ich möchte mich gern mal mit ihr aussprechen.“ „Auch das geht. Warum nicht?“

Ein unverfängliches Gespräch, ich hörte ihm aufmerksam zu. Nach und nach stieg in mir die Sorge auf, daß dieser Korporal gekommen sei, um Theodora zu heiraten und nach Java mitzunehmen. Von solchen Dingen hatte ich schon gehört. Ob Großvater meine Befürchtungen teilte, konnte ich nicht feststellen. Er schickte mich dann zum drittenmal vor die Haustür. Inzwischen aber war es dunkel geworden, und der andere Holländer hatte sich mit den Mädchen fortgemacht; ich hörte ihre Stimmen von der Schleuse herüberschallen. Als ich noch lauschte, kam ein leichter Schritt aus der Dämmerung auf mich zu. Es war Theodora. „Ich spiele noch“, sagte sie. „Komm.“

Ich folgte ihr ins Hinterzimmer. Sie zündete die Klavierkerzen an. Jetzt erst sah sie den langen Mann, der hinter seinem Glase aufgestanden war. Sie ging hinüber und begrüßte den Jan Kop aus Java. Sie erinnerte sich noch recht gut an ihn, denn er hatte ihr damals immer die Holzpuppen geleimt. Man stand und tauschte Erinnerungen aus. Von seinem verlorenen Hauptlehrer sprach die Rede. Meine Sorge um das, was nun kommen würde, blieb Theodora trank ihm aus dem Glase des zweiten Soldaten zu.

„Spiele uns etwas vor“, sagte der Großvater dann. Theodora setzte sich ans Klavier, und ich stellte mich neben sie, um ihr die Noten umzublättern. Nie werde ich ihr verzücktes Gesicht vergessen, als sie die große Sonate von Beethoven spielte. Daß ein Menschenangesicht schön und verzückt sein kann, begriff ich an diesem Abend zum erstenmal. Ich ließ kein Auge von ihr. Heute meine ich, sie hätte ausgesehen wie eine Gräfin; es war wohl die Musik, die sie so hoch erhob. Uns die Zuhörer, das ist sie vergessen. Ich habe mich nie ihren Augen geleistet das Kerzenlicht, der Mund war rot wie eine Kirche, die Haut wie erstarrtes Elfenbein; ihre Flechte löste sich vor dem Ohr und gab seine Form frei; es nahm kein Ende mit dem Töneschwall, denn die Sonate war lang. Mir war sie um keinen Takt zu lang, trotz meiner Müdigkeit.

Und damit senkte es sich wie ein Mantel über diese treue Erinnerung. Ich weiß nicht das Ende der Sonate, und ob wir noch sprachen hernach; auch weiß ich nicht, wo der Korporal Jan Kop dann geblieben ist, der aus Java und Holland herübergekommen war, um ein kleines Mädchen wiederzusehen, das er sie vergessen im Gedächtnis behalten hatte. Seine rührende Werbung übertrausen die Akkorde einer Musik, die nicht von dieser Welt ist.

Stunde der alten Gärten . . .

Von Joseph Maria Eug

Stunde der alten Gärten,
mittagschwül umweht,
wo auf unverscherten
Söhnen Träumen geht.

Zierlicher Wege Springnel
ängstlich den Örtling umjagt,
der auf winziger Jügel
moosig plätschert und müd.

Um die Steinbank hüßelt
bunzel ein Fließerdrauch,
Ziergass und Ephru rüßelt
zart eines Lüftbäns Sauch.

Bienenjummeln und Stille,
glasbunter Kugeln Glanz —
über der Rosen Güll,
weht eines Salters Tany.

Steife Schönfalkereben —
flüßternde Liebe Ton —
Gießblatt, Phlox und Reben
weizen und künden davon.

Längst vergangener Zeiten
Färtlichkeiten und Spruch
raunen wie gilbende Seiten
aus einem alten Buch.

Tage, traumenfliegen,
lächeln wehmütig weit —
nur noch am Himmel fliegen
Wolven ihrer Zeit.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfennig, 6 Monate 2.10 Mark im Vorhinein 3.00 Mark. Anzeigenpreise nach Preistabelle Nr. 5, gültig ab 1.7.1927 D.A. II, VI, S. 1925. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. — Anstiftung für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlingerstr. 80, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 9703. Erfüllungsort München.

Litwinow-Finkelsteins Rückzug nach Moskau

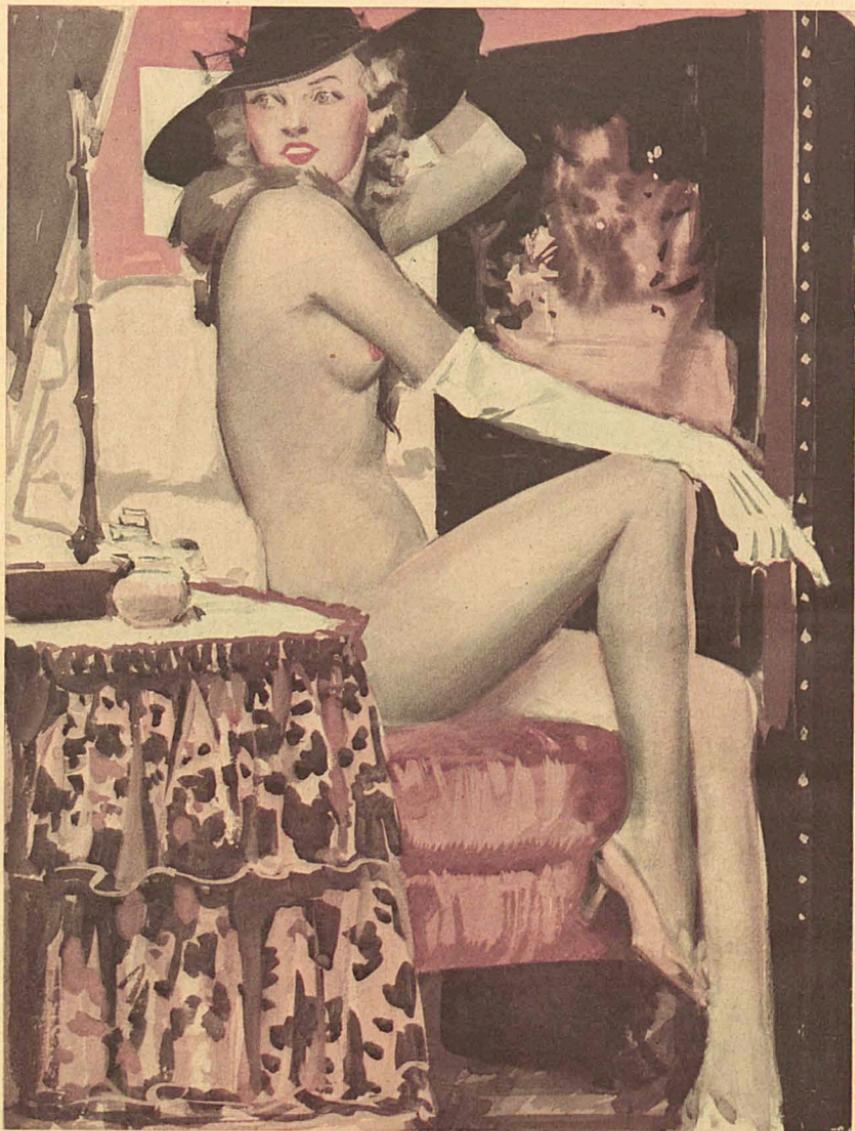
(Karl Arnold)



„Nu wird wieder nichts aus meiner Weltrevolution, wenn unsere Pakt- und Hilfsvölker versagen.“

Das Pelzchen

(K. Heiligenstedt)



„... ich kann mir nicht denken, daß mich Hans mit dem kleinen Pelzchen den Unbilden des Herbstes preisgeben wird...!“